Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 26 (1942)

Heft: 2

Artikel: Muul, nicht Mund! : Die Ansicht eines Berners

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419870

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn das so weitergeht, so wird auch unsere Sprache

unter die Kriegsbeschädigten zu zählen sein. Und was ist "die Moral" von dieser Geschichte? Immer die alte und längst langweilige: daß Gefühl, Herz und Sinn für unser gutes Deutsch noch nicht immer stärker sind als das Vergnügen an fremdem Zeug. (nach dem "Bund") Ernst Schürch.

Muul, nicht Mund!

Die Unsicht eines Berners.*

Sicherlich gibt es im ganzen Kanton Bern deutscher Zunge nirgends einen Zahnarzt, der befürchten müßte, daß die meisten seiner Patienten und fast alle seine Patientinnen ihm den Gebrauch des Wortes "Muul" übelnähmen. Vielsmehr klänge die Aufforderung: "Machet bitte dr Mund uf!" wohl nahezu allen deutschsprachigen Vernern und Bernerinnen ungewohnt und irgendwie störend. Denn das Wort "Mund" kommt nun einmal für sich allein im heutigen lebendigen Berndeutsch nicht mehr vor, falls es überhaupt jemals allgemein gebräuchlich war. Sinzig in neusgebildeten Zusammensetzungen wie "Mundart" und "Mundswasser", die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Bolkessind, hat es wieder eindringen können. "Dr Mund" ist also für uns schlechterdings kein berndeutsches Wort, und wer es bennoch brauchte, spräche für jedes natürlich empfindende Ohr geziert und unecht. Daß diefer Teil des Kopfes in unserer Mundart bei Mensch und Tier gleicherweise als "Muul" bezeichnet wird, — daneben gibt es ja noch mehrere häusig verwendete, nur dem Tier zukommende Ausdrücke — ist

doch nichts Schlimmes.

Wollte man nun für den Menschen in der Sprache unferer gebildeteren, gesitteteren Rreise den Ausdruck "Mund" der Hochsprache als höflicher klingend einführen, "Muul" aber weiterhin nur für stumpfere Ohren und Herzen im Gebrauch lassen, so hätte dies ganz unerfreuliche und uner= wünschte Folgen. Das hieße doch nichts anderes, als daß gewisse bis anhin vollgültige, allein gebräuchliche Wörter der Mundart im Grunde für vornehmere Leute zu wenig fein seien und deshalb besser durch den hochdeutschen Aus= druck ersett würden. Damit würde grundsätlich die Mund-art im Bergleich zur Hochsprache als weniger kultiviert, ja gewissermaßen als grobianisch gewertet. Dieser ärgerlichen Auffassung begegnet man leider sonst schon häufig genug, 3. B. wenn man in einem Geschäft ein Halbpfund "Hamme" verlangt und die Verkäuserin, den Auftrag wiederholend, mit Betonung "Schinke" sagt, oder wenn uns ein Ladens mädchen "Nidle" in "Rahm", "Strähl" in "Kamm" und dergleichen mehr glaubt verbessern zu müssen. Solche hochs beutsche Ersagwörter, die gebildeter tonen sollen, sind und bleiben aber Fremdlinge in unserer gewachsenen bernischen Volkssprache, und wer auf sein Volkstum etwas hält, der widersett sich standhaft ihrem Eindringen. Und wenn er sie in zusammengesetzten Neubildungen für neue Dinge auch durchgehen lassen muß und vielleicht selber einmal "es Schinkebrot" oder "es Rahmchäsli" bestellt und "es Chleid us Kammgarn" kaust, so bleibt er sich doch stets mehr oder weniger deutlich der Nichtbodenständigkeit solcher Ausdrücke bewußt und bestreitet den einfachen Wörtern Schinken, Rahm,

Ramm usw. das Lebensrecht in seiner angestammten Sprache. Angenommen "Mund" würde wirklich bei vornehme= ren Leuten das altgewohnte Wort "Muul" verdrängen: Was sollte dann, wenn man von oder zu feinen Da= men oder Bundesräten spricht, aus all den recht häufig

gebrauchten Redensarten wie: "Er isch nid ufs Muul gfalle"; "si weiß ires Muul z'bruche"; "er het mer ds Muul nid möge gönne" usw. werden? Alle diese kräftigen alten Wendungen kämen in ein schiefes Licht, besser gesagt, bekämen einen falschen Ton, wenn Muul nur noch in derber Sprache geduldet wäre. Ihnen aber einen "gepflegteren" Klang zu geben, indem man "Muul" durch "Mund" ersetzte, wäre ein unmögliches Unterfangen, wie jeder Versuch schlagend beweift.

Also bleibt, wenigstens für uns Berner, doch wohl keine andere Wahl, als den wohlgemeinten Rat, in befferer Ge= sellschaft nicht mehr vom "Muul", sondern vom "Mund" zu sprechen und durch diesen unterschiedlichen Gebrauch einen Kulturfortschritt zu gewinnen, dankend, aber entschlossen abzu= lehnen. Die Außerungen von Prof. Dieth und Dr. Guggen= bühl zeigen, daß auch in nichtbernischen, dem Ginflug der Hochsprache stärker ausgesetzten Gebieten der deutschen Schweiz das Verlangen nach dieser Neuerung nicht als berechtigt emp=

funden und anerkannt wird.

Sollten aber Zahnärzte in unsern größern Städten wirk= lich in Sorge sein, mit dem alten schweizerdeutschen "Muul" einen Teil ihrer Rundschaft zu beleidigen, so mögen sie schließ= lich das hochdeutsche Wort "Mund" als besondern Fach= ausdruck, deren ihre Sprache ja notgedrungen auch sonst manche enthält, in Unspruch nehmen. Um einfachsten jedoch könnten sie jede Schwierigkeit vermeiden, wenn sie kurzer= hand auf das eine wie das andere dieser Wörter verzichteten. Weder die freundliche Ginladung: "Bitte ufmache" noch die tröstliche abschließende Berkundigung: "Jet chönnet der wider zuemache" würden von dem, den es angeht, je in ihrer Bedeutung verkannt werden.

Nachwort des Schriftleiters. Offenbar ist das Wort "Muul" im bernischen Sprachgefühl noch stärker verwurzelt als im zürcherischen oder überhaupt im ostschweizerischen. Das ist an sich erfreulich und ein neuer Beweis für die altbekannte Tatfache, daß der Berner, auch der Stadtberner, bodenständiger ist. (Der Oftschweizer nennt es gerne: rück= ständiger). Ein Zweifel daran, daß "Mund" für sich allein im Berndeutschen "überhaupt jemals allgemein gebräuchlich" gewesen sei, scheint uns aber doch nicht berechtigt. Von den von uns angeführten, dem Idiotikon entnommenen Zusam= mensetzungen, Ableitungen und Redensarten stammen einige gerade aus Bern, z. T. vom Oberland, z. T. aus dem 16. Jahrh., wo noch kein so starker Einfluß der Schriftsprache anzunehmen ist wie heute. Schon einzig das reizende "Mündschi", das die Ostschweiz nicht kennt, ist gar nicht denkbar ohne "Mund", und es hat sich selber noch weiter entwickelt. Bei Gotthelf findet jemand, "es mache nichts so durstig als das Müntschlen"; ein bernisches Pfänderspiel heißt "Nunne= Müntschi" (Ruß durch ein Gitter). Und auch heute lebt es nicht "einzig in neugebildeten Zusammensetzungen, die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Volkes sind". Das ist ja richtig: die Mundharmonika heißt schweizerdeutsch "Muul= orgle", und wenn die alten Schweizer noch kein Mund= waffer kannten, so hätten es die neuen, als es in den Handel kam, schon zu "Muulwaffer" umtaufen können. Aber die Kinderkrankheit "Muulfüüli" hat D. B. felber schon "Mundfüüli" genannt, als er sagte, es gebe dagegen kein besseres Mittel als Honig. Wörter wie: mundgerecht, mundtot, Mund= vorrat, Mundportion, Mundraub gehören in der Tat nicht der volkstümlichen Sprache an, aber diese Sprache sollte sich auch entwickeln, ihr Wortschatz sich vermehren dürfen, und wie sollte sie dann sagen statt "Mundart"? Etwa "Muulart"? "Mundart" ist ja heute wohl noch weniger häufig und doch besseres Schweizerdeutsch als "Dialäkt". Daneben gibt es noch mehr alteingebürgerte Zusammen=

^{* 3}um Beitrag "Muul oder Mund?" in Nr. 11 des Jahrg. 1941.

setzungen, als wir das lettemal erwähnt. Gotthelf erzählt von einer Gemeinderatssitzung: "Es war jedermann eigentslich nichts als das Mundloch (Sprachrohr) seiner Frau und hatte seine bestimmten Instruktionen." Wenn man sins det, diese literarische Stelle beweise nichts für die Volks= tümlichkeit des Wortes, so sind doch wohl die volkstümlichen Abertragungen auf Dinge des einfachsten Haushaltes beweis= kräftig genug, so auf das Mundloch eines Gefäßes (1563) oder das runde Loch im Sigbrett eines Kinderstühlchens oder Nachtstuhls (16. Jahrh.) oder für das Ofenloch (1540). "Mundstück" heißt nicht erst seit heute der Teil eines Blas= instrumentes, sondern schon 1484 erhielt zu Baden ein Burgmächter "umb ein mundstuck" etwas über 6 Schilling. Die Redewendung "e guets Mundstuck ha" wird im Idiotikon nicht nur aus neun Kantonen (darunter Bern und Ba= sel) "und weiterhin" bezeugt, sondern es ist auch schon in einer schweizerischen Sprichwörtersammlung von 1692 enthalten; in Friedlis "Barndiltsch" (!) ift zu lesen, wer mit seinem Handel vor den Richter wolle, "nimmt no eis" um "d's Mundstück z'salbe", und der Basler Breitenftein erzählt schon 1860, ein gewisses Häfelibäbi habe "ein Mundstück wie eine Mühle". Auch der Teil eines Trinkgefäßes konnte schon 1559 so heißen, ferner das Gebiß am Pferdes zaum (1694), das Wendrohr des Feuerschlauches (Prätigau) und die Mündung eines Geschützes (1591). — Anderseits find, wie aus der Entgegnung hervorgeht, auch in Bern Wörter wie Hamme, Ridle und Strähl bereits ins Wanken geraten und in Gefahr, von Schinken, Rahm und Ramm verdrängt zu werden. In diesen Fällen bedeuten aber die hochbeutschen Wörter nicht die geringste Bereicherung: Schinken ift genau dasselbe wie Samme, Rahm unterscheidet sich nicht von Nidle, und ein Kamm sieht genau so aus wie ein Strähl. Ein Tiermaul aber und ein menschlicher Mund find nun einmal tatsächlich, schon rein äußerlich und für unser Gefühl, sehr verschiedene Dinge. Wenn sie im Schweizer= beutschen mit demselben Worte bezeichnet werden, so ist das ja in der Tat "nichts Schlimmes"; wenn sie aber unter= schieden werden, ist das gewiß auch "nichts Schlimmes", und da das mit einem altschweizerischen, in etwa zwei Dugend Ableitungen, Zusammensetzungen und Redensarten noch erhaltenen Wort möglich ist, so bedeutet das eine nicht gerade notwendige, aber doch berechtigte Bereicherung unserer Ausdrucksmittel. Das Wort "Mund" allein wird die Mund= art nicht in den Geruch des Grobianischen bringen; das geschieht durch eine Unmenge anderer Wörter und Wen= bungen, die vor den mundartlichen nicht den geringften Borteil aufweisen können. Der Zürcher Zahnarzt muß nun einmal damit rechnen, daß das Wort "Muul" von vielen Patienten und namentlich Patientinnen als unhöslich empfunden würde; das ift eine sprachliche Tatsache, und daß er es trogdem wagen follte, um gewiffe trafe alte Redensarten am Leben zu erhalten, kann man von ihm nicht verlangen. Otto v. Greyerz, der sich in seinem köstlichen Lustspiel über das neubernische "Hei Si, wei Si, cheu Si" lustig gemacht hat, hat in seiner Glarisegger Zeit beobachtet, daß seine berns beutsche Anrede mit "Ihr" in der Ostschweiz manchmal vers stimmt habe, "und das mag man doch nicht", hat er dazu gesagt. Er hat also doch auch mit der sprachlichen Tatsache gerechnet. Es ist aber auch nicht zu fürchten, daß fest einge= wurzelte Redensarten so leicht entwurzelt werden. (Die Restensart vom Feufer und vom Weggli ist immer noch lebens big, obschon die Weggli jest längst einen Zehner koften und so klein geworden find, daß man zwei nehmen muß). In Redensarten und auf eine Drittperson bezogen, klingt "Muul" auch dem Oftschweizer Zahnarzt nicht so derb wie in der unmittelbaren Unrede gegenüber einem "lebenden Objekt",

besonders einem weiblichen. Und schließlich: Wir haben nicht "den Rat gegeben", "in besserer Gesellschaft "Mund" zu sagen", sondern in der Hauptsache nur die Jahn= und andern Arzte in Schutz genommen, wenn sie das tun. Sie sind es ja vor allem, die diesen Gesichtsteil nennen müssen, und wenn es bei ihnen ein Fachausdruck bleibt, haben wir auch nichts dagegen. Richtig und klug, wenn auch nicht gerade tapfer ist es, wenn sie das Wort "in beiderlei Gestalt" vermeiden; so werden sie weder der Mundart noch dem Patienten weh tun.

Brieffasten.

5. S., G. Woher das Wort "Brattig" für Kalender komme? "Brattig" ift mundartlich für "Praktik", und dieses bedeutet dasselbe wie Prazis, d. h. die Aussübung einer Tätigkeit. Die Tätigkeit des Bauern richtet sich nach dem Wetter; deshalb nannten die alten Kaslendermacher Praktik die Wetterprophezeiung, die Witterungslehre, und da dieser Teil dem Bauern der wichtigste war, ging der Name auf den ganzen Kalender über.

A. B., B. Wir danken bestens für die sachmännische Belehrung, daß nach dem Sprachgebrauch der Rechtskundigen ein Gericht mit einer Sache "besaßt", d. h. beschäftigt, beauftragt werden kann. In diesem Falle ist natürlich der in Nr. 1 getadelte Ausdruck "das mit der Sache besaßte Gericht" durchaus richtig. Der Fachausdruck war uns unbekannt.

P. B., Z. Die Schöpferin des Wortes "Mitkollege", die wir in Nr. 1 ein' wenig am herzigen Shrchen gezupft haben, mag, weil sie viel mit Lehrern zu tun hat, das Wort "Kollege" in der Tat für sozusagen gleichbedeutend mit "Lehrer" gehalten haben. Aber sie mußte doch auch wissen, daß nicht nur Lehrer sich gegenseitig so nennen, sondern auch Pfarrer, Arzte, Juristen, Beamte innerhalb derselben Berufsklasse. Und in den letzten Jahrzehnten hat sich die Bedeutung des Wortes im Volk zu von diesen geistigen Berusen aus sehr erweitert auf alle möglichen andern; heute iprechen auch Schneidergesellen oder Haufchneider von ihren "Kollegen"; sogar von "Militärkollegen" hört man schon sprechen, und bald singt man wohl: "Ich hatt einen Militärkollegen, einen bessen, und bald singt man wohl: "Ich hatt einen Militärkollegen, einen bessen mind häusiger hört. Der Fall "Miteidgen" ift übrigens "Nebenkollege", was man noch häusiger hört. Der Fall "Miteidgenosse" ih in der Tat ähnlich, und doch wieder anders. Gewiß kann man nur Genosse senn nach häusiger hört. Der Fall "Miteidgenosse" ist in der Tat ähnlich, und doch wieder anders. Gewiß kann man nur Genosse senn nach nach nach das Wort ansechten, aber auch rechtserigen. Denn bei "Eidgenosse" ist tatsächlich eingesteten, was bei "Kollege" noch nicht erreicht ist: das Wort hat sich ein geschren, aber auch rechtserigen. Denn bei "Eidgenosse"; so nannten sie ihre Feinde, die Österreicher, und wollten sie damit beschümpsen. Tritt nun ein Eidgenosse (—Schweizer) zum andern, so ist er eben sein Miteidgenosse, wie man Mitbürger oder Mitarbeiter wird.

Allerlei.

Schwere Sprache. Eine Geschäftsinhaberin lud einige Geschäftsfreundezum Mittagessen in ein "Französisches Restaurant" ein. Als das Essen vorbei war, erschien es ihr peinlich,
vor den Herren die Rechnung zu bezahlen. Sie flüsterte daher
dem Rellner ins Ohr: "L'addition, s'il vous plast." Der Rellner aber erwiderte: "Im untern Stockwerk, linkerhand bitte."
(Aus "Readers Digest".)